Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 25 (1917)

Heft: 16

Artikel: Wieder der Invalidenzug

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-546969

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kocher war ein Meister in des Wortes vollster Bedeutung und zwar nach verschiedenen Seiten hin. Der Laie macht sich oft keine Vorstellung, wie schwer es ist, nur zu der sicheren Diagnose eines Leidens zu kommen; ihm ist die Hauptsache, daß er mit oder ohne Eingriff geheilt werden kann. Die Erkennung vom Sitz und Wesen eines chirurgischen Leidens war sein erstes Meisterwerk. Schon damit hat er Unzähligen das Leben gerettet.

Wer wüßte nicht, daß Kocher ein Meister im Operieren war! Wie hat er seinerzeit als Erster die gewagtesten Operationen ausgeführt, die die Mitwelt in Erstaunen setzten. Wer ihm zuschauen durfte, war entzückt von der selbstverständlichen Sicherheit, mit der die nie alternde Hand das Operationsfeld bemeisterte.

Und dann war Kocher ein Lehrer von Gottes Gnaden. Die durchsichtige Klarheit, die zwingende Logik machten das Lernen zur Lust, und seine Art, die Jünger der Wissenschaft einzuführen in sein Gebiet, verdiente Nachahmung von seiten aller, die mit Lehren und Dozieren zu tun haben. Wir wünschten, jedem Lehrer wäre es einmal vergönnt gewesen, den Meister Kocher bei dieser Tätigkeit zu sehen. Die Schweiz darf sich rühmen, in Prof. Kocher einen großen Mann besessen zu haben. J.

Wieder der Invalidenzug.

Wieder saust der Rotkreuz-Zug durch die mitternächtige Stille des Schweizerlandes. Es ist eine heiße Julinacht und gewitterschwüler Hauch dringt schwallweise in die Wagen, die mit heimziehenden Gefangenen angefüllt sind, bis auf den letzten Platz.

So viele dieser Züge sind schon seit Februar 1915 nächtlich durch unser Vaterland gerollt und haben jeweilen die trotz Elend und Krankheit jubelnden Scharen in ihr Heimatland zurückgeführt. Auch heute sind es Invalide, durch den grausamen Krieg Verstümmelte, Sieche und Kranke — aber heute liegt ganz besondere Bitterkeit über diesem Transport, wir können diese Befreiten nicht in ihr Heimatland bringen, denn noch ist es ihnen verschlossen und sie sollen — allerdings befreit vom Joche der Gefangenschaft — im befreundeten Lande ihre vorläufige Unterkunft finden, es sind Serben, die in österreichische Gefangenschaft geraten waren und denen nun die zerschmetterten Glieder und die im siechen Körper wühlende Krankheit das Recht verschafft haben, die Bande der Gefangenschaft abzustreifen.

355 tapfere Soldaten jeden Alters, vom 14jährigen Knaben, dem die Füße abgefroren sind, bis zum Sechzigjährigen, den der grimme Husten unaufhörlich schüttelt und dessen fieberheiße abgemagerte Hände immer wieder unsere eigenen erfassen, gleichsam als ob sie sich überzeugen wollten, daß sie nicht mehr Feindeshand drückten.

Und was für Gestalten! Stramme Gesellen mit ungezwungener Haltung, die Stirne breit und offen, das Auge meist tiefliegend und scharf; wenn es sich nicht um Männer handelte, so wären wir versucht zu sagen hübsche Gesichter. Sie gehören fast alle den untersten Ständen an oder sind einfache Bauern — aber ganz verschieden von dem Bilde, das man sich von diesen Balkanstämmen so oft zu machen gewohnt ist. Einfache, anspruchslose Würde spricht aus ihrem Benehmen, still und ernst blicken sie drein und ihre Erzählungen, sofern wir sie mit Hilfe des Dolmetschers verstehen können, tragen denselben Stempel der Einfachheit, die fern von aller Uebertreibung ist, wie ihr Benehmen. Ja, dieser Dolmetscher! Von all den 355 Serben, die wir mitführten, war der ärmlich gekleidete,

schier zerlumpte Kellner aus Belgrad der einzige, der einen deutschen Satz formulieren konnte und ist uns wie ein Engel in der Nacht erschienen. Dolmetscher hier! und Dolmetscher dort! so hieß es eigentlich während der ganzen Fahrt. Denn es gab gar viel zu reden und zu fragen, gar viel zu beantworten und zu erklären.

Die einen litten unter starken Schmerzen und wenn wir ihnen helfen wollten, so mußten wir doch über ihr Leiden orientiert sein. Der blasse, dem baldigen Tode nahe Jüngling sträubte sich gegen eine Einspritzung, die ihn beleben sollte; als er die unschuldige Spritze erblickte, protestierte er entschieden gegen „eine Operation", und erst als er die Wohltat dieses doch schmerzlosen Eingriffes verspürte, erklärte er dem Dolmetscher mit vergnüglichem Grinsen, wir müßten „sehr berühmte Aerzte" sein. Und da wir seine Sprache nicht verstanden, so mußen wir ihn wohl oder übel in dem Glauben belassen. Da und dort waren fragende Blicke auf uns und unsere Uniformen gerichtet, gar viele wußten nicht, wohin sie geführt wurden und da galt es wieder, ihnen zu erklären, daß sie in das befreundete Frankreich kämen. Es war eigentlich herzzerreißend, zu denken, daß diese vom Krieg so hart mitgenommenen Leute nicht einmal in eine Heimat zurückkehren durften, sondern wandern und wandern und warten, weiß Gott wie lang, bis sie wieder die heimatliche Scholle betreten können.

Und arm waren sie, ach Gott, wie arm. Wir waren es von früheren Transporten her gewöhnt, daß von den Invaliden jeder sein Bündel, ja sogar sein Köfferchen mit aus der Gefangenschaft heimnimmt. Von den 355 Serben hatten aber gewiß nicht mehr als 15 ein kleines Bündelchen aufzuweisen, die Kleidungsstücke, ja die Wäsche auf dem Leibe hing ihnen in Fetzen herunter. Das Nastuch war geradezu etwas Unbekanntes und wurde als Geschenk jubelnd begrüßt. Daran mögen sich diejenigen erinnern, die aus ihren Vorräten etwa ein Nastuch entbehren können, um es den heimfahrenden Entblößten abzutreten.

Einige ließen uns sagen, daß sie überhaupt kein Heim mehr besäßen, der Krieg hat es verbrannt und die Frau und die Kinder sind verdorben, gestorben, wer weiß, man hat ja nie mehr von ihnen gehört! Tränen stiegen ihnen in die Augen und der Trost, den wir ihnen durch des Dolmetschers Mund einflößen wollten, schien ihnen begreiflicherweise doch gar zu schwach — wir mußten uns abwenden.

Doch siehe, von seinem Bahrenlager grinst uns ein schwarzes Gesicht an, ein Neger? Wie kommen Sie zu Negern, fragen wir den Dolmetscher, denn der Mensch vor uns trägt die untrüglichen Zeichen dieser Rasse, schwarze Farbe, wulstige Lippen, breite plattgedrückte Nase, nur das Haar ist nicht wollig, sondern hängt in wirren Strähnen über die schwarze Stirne. „Ein serbischer Zigeuner", wird uns die Antwort und richtig, der Mann hat verstanden: „Zigun" sagt er und macht die Bewegung des Geigenspielens, Primas. „Primas", versichert er uns in überzeugtem Künstlerton, na wir haben uns später davon überzeugen können, daß er sich mit vollem Recht zu den Künstlern rechnen darf.

Im nächsten Wagen begrüßt uns böses Husten, da liegen sie, Mann an Mann, abgezehrte Gesichter, die Fieberröte auf den hageren Wangen, 106, die der Arzt mit der Diagnose „Lungentuberkulose" entlassen hat. Wie viele von ihnen werden wohl später ihr Heimatland wiedersehen?

Welch ein Kontrast! wir blicken hinaus, draußen erheben sich die prächtigen Zacken der Kurfirsten und auf dem Wallenstadtersee glänzt der Mondschein in unruhig tanzenden Reflexen. Die Serben schauen hinaus, sie nicken und sagen etwas. „Es ist serrr schön" übersetzt der gewandte serbische Kellner. Und weiter geht es dem Zürchersee entlang, durch die prächtigen Auen des Aargauer- und Bernerlandes, deren Fruchtbarkeit selber in

der Nacht verlockend und hoffnungsvoll in den Invalidenzug hineinwinkt, dann dem Genfersee entlang. Weithin leuchten die Lichtlein von Evian und Thonon. Dort ist Frankreich, erklären wir den Heimatlosen, das Land Eurer Zuflucht und sie nicken ernst und still. „Dobro, dobro", tönt es von ihren Lippen, denn für sie ist es doch „gut", daß sie in befreundetes Land kommen, obschon sie über ihre Wächter in Oesterreich nicht klagen, sie sind gut behandelt worden, die Oesterreicher haben ihnen die Achtung vor dem Feind nicht versagt, haben sich auch uns gegenüber in durchaus freundlicher und ehrerbietiger Weise über ihre serbischen Gefangenen geäußert. Wir blicken wieder zum Fenster hinaus, wie schade, daß das Herz, das sich so lieb äußert, in stetem Konflikt mit dem Verstande sein muß!

Der Tag bricht an, breit und ruhig, dann wunderbar durch Schluchten sich schlängelnd verläßt die Rhone unser Vaterland, der Zug eilt durch fruchtbare, reich mit Reben bepflanzte Gegenden, und wieder schnürt es einem die Kehle zusammen, daß da das kostbare Menschenmaterial, das dieses Land bebauen sollte und pflegen, so erbarmungslos niedergemäht und seiner Scholle auf wer weiß wie lang entzogen worden ist. Bange fragen wir uns, ob je der ruhige Arbeitsgeist das stille pflichterfüllte Dahinleben, das stille Glück des Landmanns wiederkehren wird. Oder hat das der Krieg nicht schon gemordet, ist nicht eine gewisse Verrohung und Nachlässigkeit durch das rauhe Handwerk des Krieges eingeschleppt worden, gleich Bakterien, die weiter und weiter fressen und den Organismus vergiften. Und das stetig wiederkehrende rhythmische Rollen der Räder verdichtet sich unwillkürlich zum Wortbild: Wozu der Krieg, wozu der Krieg?

Lyon. Die Halle ist angefüllt mit Menschen, die es sich zur Ehrenpflicht machen, Freunde zu empfangen, die serbische Nationalhymne ertönt, ernst und schwer, dann die Marseillaise und sogar die schweizerische Hymne daneben. In ergreifendem Zuge werden die Invaliden, soweit sie gehen können, hinausgeführt in eine Halle, wo zunächst ein höherer Funktionär in Zivil sie in französischer Sprache begrüßt. Die Serben verstehen nichts davon, aber sie merken, daß es ihnen gilt und daß es Worte der Bewillkommnung sind, die sie lange genug vermißt haben, darum quittieren sie, von den Franzosen angesteckt, die Kraftstellen mit lautem „Civio". Dann besteigt ein serbischer Oberst, eine äußerst sympathische Gestalt, die Bühne; erst wendet er sich in französischer Sprache, die er vorzüglich bemeistert, an die Franzosen, dann aber brechen die heimatlichen Laute sich Bahn, er spricht zu seinen Landsleuten. Wir verstehen kein Wort und doch folgen wir aufmerksam, ja mit Spannung den weichen und doch markigen Tönen. Merkwürdig, die Sprache ist uns völlig fremd, aber uns ist es, als verständen wir jedes Wort; weich und einschmeichelnd, ja begütigend dringen seine Worte zu den gespannt lauschenden Serben, er tröstet wohl die heimatlos Gewordenen, Tränen zeigen sich in den Augen der harten Krieger, des Redners Auge selber glänzt vor innerer tiefer Bewegung. Wie gesagt, wir haben des Mannes Worte nicht verstanden und doch hat uns seine Rede wohlgetan, es klang darin nicht wie Haß, sondern wie Trost und Hoffen — und wir haben den Begrüßungssaal mit einem behaglichen Gefühl von Befriedigung verlassen.

Und später: An die 300 Serben sind im großen Saal zur ersten gemeinsamen Mahlzeit im befreundeten Lande vereinigt, ein eigentümliches Bild. Ist auch der Heißhunger durch die Liebesgaben während der Durchreise durch die Schweiz erheblich gestillt worden, so glänzt nach so vielen Entbehrungen doch voller Erwartungen das Auge und späht nach der Saalecke, woher die leckeren Gerichte aufmarschieren sollen. Doch halt! Am ersten Tage des wiederkehrenden Glückes soll der Heimat und ihrer Gebräuche zuerst gedacht werden. Wir hatten uns eben zu Tische gesetzt, fran-

zösische, serbische und schweizerische Offiziere in bunter Reihe, da steht neben uns der hagere serbische Pope, im langen schwarzen, von breitem blauen Gürtel umspannten Talar auf. Eine hohe, nicht unsympathische Gestalt, wirr Haar und Bart, das braune Auge voller Güte und Weichheit. Laut und scharf akzentuiert schallen ein paar Worte aus seinem Munde durch den vollen Saal und auf einen Schlag erheben sich die 300 Mann, als ständen sie starr gefesselt durch das Kommando ihres Truppenführers, es herrscht atemlose Stille. Dann beginnt des Popen Gebet, kurze, bald gesprochene, bald gesungene Sätze, die in wiederkehrenden Perioden, aber sehr wohlgeordnet, aus den Reihen der Betenden ein einzelnes Echo finden. In feiner melodischer Modulierung schließt der Akt, der vielleicht 3 Minuten gedauert und uns in seiner originellen und schlichten Weise ergriffen hat. — Jetzt erst fühlen sich die Weitgereisten zu Hause, es hebt ein Sprechen an, ein Austauschen von Gedanken und Erfahrungen, merkwürdig, wie schnell für Augenblicke das Leid vergessen ist: sie erzählen sich fröhliche Anekdoten aus dem Krieg, wir verstehen sie nicht, aber der freundliche Pope übersetzt uns das, was er etwa aus dem Stimmengewirr erhaschen kann und wir selber konstatieren, wie die hellen Gesichter in der Freude sich verschönern.

Aber eine Ueberraschung blieb uns noch vorbehalten. Plötzlich taucht auf dem Podium neben uns der schwarze Zigeuner auf, der sich uns schon im Zuge als „Primas" vorgestellt hatte. Zwei Jahre lang hatte er kein Instrument mehr in Händen gehabt. Die Tränen flossen ihm über das braune Antlitz, als er die Geige an sich drückte — und nun hob ein Spielen an, wie wir es nicht gehört, so mild, so weich, so warm und hinreißend, wir dachten unwillkürlich an den Wildenbruchschen Vers:

„Es war, als trüge herüber die Luft
Fremdländischer Blumen berückenden Duft."

Und immer wieder spielte er seine wunderbaren Weisen, im Saal lautlose Stille, und erst als er überging zu offenbar wohlbekannten Volksweisen, mit den elegisch klingenden Melodien, da fing es an mitzusingen im Saal, nicht lärmend und laut, aber still und nachdenklich — wie gerne hätten wir mitgesungen. Und dann nahm ein verletzter serbischer Hauptmann das Instrument in den Arm, die Lieder der serbischen Heimat erklangen, da und dort sahen wir, wie sich die Leute mit der rauhen Hand über die Augen fuhren — es war halt doch ein Zurückkommen in die Heimat, wenigstens ein Stück davon.

Sonderbar, auch in der hellen Freude sind die Leute merkwürdig still, das haben wir ja auch auf der Reise durch die Schweiz beobachtet. Wohl beleben sich die Mienen, wohl tönt lauter und freudiger die Stimme, wenn sie an den Bahnhöfen ihr „Civio" rufen, aber es artet nicht aus in den tobenden Lärm, den wir bei solchen Gelegenheiten etwa bemerken mußten — und leider sei es gesagt, die Ruhe dieser Befreiten, die da durch unser Vaterland zogen, stach merkwürdig wohltuend ab gegen das Getue so und so vieler Damen und Herren an unsern Bahnhöfen, denn diese gaben uns viel mehr zu schaffen als die Serben. An gewissen Bahnhöfen ist es unmöglich, sich der Damenwelt zu erwehren, die in unerhörter Zudringlichkeit in die Wagen stürzt und über die Reisenden herfällt, ihnen ihre Liebenswürdigkeit geradezu aufdrängt, bis — ja, bis der Zug fährt und sie nun im Zuge drin sitzen, und vielleicht im Geheimen hoffen, auf diese Weise „ohne ihre Schuld" mit nach Frankreich genommen zu werden. Aber wir haben ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht, und in tiefer Nacht — noch graute der Morgen nicht — vermittelst der Notleine den Zug zum Stehen gebracht und die Leute sanft aufs Geleise gesetzt. Das nur nebenbei, man muß auch seine heiteren Reiseepisoden erzählen dürfen. Sonne und Schatten, Heiteres und Trauriges,

alles ist bei diesen Austauschtransporten reichlich vertreten.

Zu den Schattenseiten gehörte zum Beispiel, daß wir von Lyon aus nur 26 gefangene Oesterreicher mit nach Feldkirch bringen durften, die übrigen waren noch gar nicht in Lyon versammelt. Es waren brave Oesterreicher und Ungarn, die wir da mitführten und da auch die Ungarn meistens etwas deutsch verstunden, ließ sich auf der Reise recht lebhaft plaudern, lebhaft namentlich von ihrer Seite. Sie hatten aber auch etwas zu erzählen. Wir haben das Gefühl, daß diese Leute das Schlimmste durchgemacht haben, was der grause Krieg überhaupt geboten hat. Als die Serben gezwungen wurden, in schleuniger Flucht ihr Land zu verlassen, haben sie natürlich ihre Gefangenen mitgenommen; es muß ein verzweifeltes Ringen gewesen sein, in der denkbar schlimmsten Jahreszeit, durch mannshohen Schnee und halbgefrorene Flüsse watend, über hohe Pässe, alles im Laufschritt, dazu noch unter den Geschützen der eigenen Armee oder der mit ihr Verbündeten; so mußten diese armen Gefangenen Tag um Tag, Stunde um Stunde ihr Leben zu fristen suchen und das Grauen hat sich ihren Zügen scharf eingeprägt, man sieht ihnen noch heute das Leiden an. Wie wenige von ihnen sind überhaupt mit dem Leben davongekommen, den Ueberlebenden aber bleibt das Andenken an ein Schaudern, das auch uns frösteln macht. Die Erinnerung an ihr Leiden mag sich mit der Phantasie zu Vorstellungen verdichtet haben, deren Wert oder Unwert wir nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Ob es wahr ist, daß sie hungernd Menschenfleisch gegessen hatten, wie uns ein feuriger Ungar unter allen Zeichen der Beschwörung mitteilte, mag dahingestellt bleiben. Wir brauchen uns gar nicht um die Bestätigung zu kümmern, das Gegenteil ist ja auch nicht bewiesen, aber wenn es auch nicht wahr wäre, so erhellt aus der Vorstellung schon, wie grausig das gewesen sein muß, was diese Menschen erlebt haben. Endlich kamen sie nach Italien und es ist ein Sonnenstrahl in der Finsternis für uns gewesen, wie sie sich anerkennend und dankbar für die Behandlung durch die Italiener aussprachen. „Sie waren wie Freunde zu uns und wir werden sie nie vergessen.“ Das sind wohltuende Erscheinungen in diesen Zeiten des Hasses und wir Schweizer dürfen uns glücklich schätzen, Zeugen solcher Bekenntnisse zu sein. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude diese Leute in Feldkirch empfangen worden sind und mit welchem Jubel sie den heimatlichen Boden wieder betreten haben. Schon diese Freude mag manchem von den Kranken und Verletzten die völlige Genesung bringen.

Herzlich wurden auch wir von den österreichischen Kameraden empfangen und herzlich war der Abschied, als wir uns nach der langen, ermüdenden, aber so lehrreichen Reise wieder auf den Heimweg begaben. J.

In einem Kriegsgefangenenlager.

Aus der „Neuen Zürcher Zeitung“, von Dr. B.

II.

Den Quartieren vorgelagert ist der Lazarett- und der Dienstbau. Diese Räume sind besonders hell, licht und peinlich sauber; die Patienten tragen blauweiße, lange Krankenröcke und Beinkleider, die Räume sind gut geheizt und für Verstümmelte und Verletzte mit allerlei technischen Hilfsapparaten versehen. Die uns gereichten Kostproben, vor allem aber das im Lager selbst hergestellte Schwarzbrot waren gut. Viel Arbeit haben die Zensoren mit den ein- und auslaufenden Briefen. 120,000 Briefe und Karten gehen